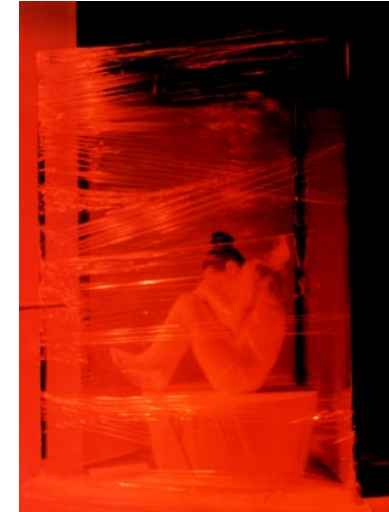
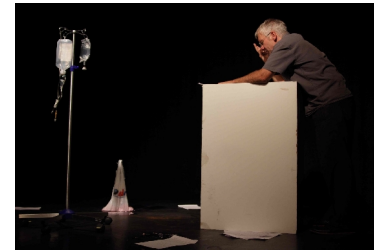


# PRESSESPIEGEL

compagnie erweiterte zugeständnisse leipzig/wien



## KONTAKT

erweiterte zugeständnisse GbR  
c/o Friederike Köpf und Verena Noll  
Ecksteinstr. 37 D-04277 Leipzig  
Mobil 01525 42 77 372  
mail@friederike-koepf.de  
www.erweiterte-zugestaendnisse.de



# ABGÄNGE (2014)



Es spielen Verena Noll und  
Andreas Guglielmetti

Regie: Friederike Köpf

Dramaturgie:  
Friederike Köpf und Verena Noll

Musik: Franz Schwarznau

„Man hat ja inzwischen fast vergessen,  
dass so ein Theater überhaupt möglich ist.

...

Man möchte fast schreien vor Verwunderung.“

*Leipziger Volkszeitung, 08/2014*



## Still, konzentriert, unpräzise

Guglielmetti/Noll mit souveränem Spiel in der Nato

VON STEFFEN GEORGI

Sein Lieblingssatz heißt: „Die Zwerge schreien vor Verwunderung.“ Zu Beginn zielt er sich ein wenig, der Maler Moritz Wank, das zuzugeben. So ein Satz, doch recht kindlich und wie willkürlich mittenraus aus der Handlung und dann auch noch aus der des „Schneewittchen“ gebrochen. Ein Satz, ganz ohne offenkundige philosophische Tiefe, ohne die Aura akademischer Weihen oder Koketterien poetischer Raffinesse.

Aber ein Satz, der schwebt. Und es ist wunderbar, wie der Schauspieler Andreas Guglielmetti diesen Satz dazu bringt, zu diesem Schweben. Genauer: Wie Guglielmetti den Satz diesem, seinem Wank in den Mund legt. Mit einer sanften Jungenhaftigkeit hinter der Scheu und einer leisen Freude hinter der Melancholie. Und mit einer nur ganz leicht, kaum merkbar aufblitzenden Schweizerdeutsch-Einfärbung in der Stimme. Die freilich gut passt für einen Abend, der sich in zwei Texte, zwei Romane des schweizerischen Autors Markus Werner versenkt.

„Aufschlieg'n – obgafall'n – hin gwös'n: Abgänge“ heißt die Produktion der Künstlergruppe „erweiterte zugeständnisse leipzig/wien“. Am Sonntag und gestern gab es die Mischung aus szenischer Lesung, Szenenspiel und Installation in der Nato zu erleben.

„Zündels Abgang“, Markus Werners schlicht famos-eigentümlicher Erstling (erschieden 1984) und „Die kalte Schulter“ sind die Romane, aus denen der gebürtige Schweizer Guglielmetti und die gebürtige Wienerin Verena Noll einen rund 70-minütigen Theaterabend verfügen (Dramaturgie: Friederike Köpf).

Es sind Geschichten über die Liebe als letztem, vagem Halt über einem schwindelerregenden Nichts. Geschichten über das Liebenwollen, aber nicht mehr lieben zu können. In ihrem Kern sind dabei sowohl „Zündels Abgang“ als auch „Die kalte Schulter“ Abschiedsgeschichten. Seite um Seite, ein Verlöschen der Gravitation, ein Entschweben, als löse sich über die Länge der Romane eine Hand vom letzten Rest Halt.

Da ist Maler Wank („Die kalte Schulter“), dem seine Liebe zu Judith die Kraft gibt im latenten Bewusstsein der Haltlosigkeit jeder menschlichen Existenz und auch der latenten Angst um die Fragilität seines Glücks. Eine Angst, eingedämmt von Liebe. Und doch wird Wank diese Angst am Ende Recht geben. So



Bringen Romane Markus Werners zum Schweben: Andreas Guglielmetti und Verena Noll.

Foto: André Kempner

wie Zündel diese Angst, die Liebe auch, schon längst hinter sich hat, bei seiner Irrfahrt heraus aus der bürgerlichen Existenz. Loslassend das wenige, das noch Halt gibt.

Köpf und Guglielmetti entfalten das ganz still, konzentriert, unpräzise. Man hat ja inzwischen fast vergessen, dass so ein Theater überhaupt möglich ist. Ein Theater, das eben mal nicht viel Lärm um nichts macht, sondern in dem die Szenen in klug gebauten Wechsels (auch klug gebauten Lichtwechseln) fließen. Mit zwei Schauspielern, die gespannt und dabei ganz innere Kraft und Sammlung sind. Gut dossiert kommen da die ironischen Interaktionen, der Sarkasmus kann sich hören lassen, weil er klug formuliert ist, und die Emotionen, auch in ihren Ausbrüchen, berühren, weil sie nie auch nur in die Nähe des Affektierten und Ausgestellten, der Kraftmeierei kommen. Wenn man derlei wieder mal sieht, weiß man, wie selten es ist. Wie sehr man es vermisst hat sowieso.

Natürlich: Das Fundament auf dem all das so souverän fußt, sind Werners Texte. Geschichten in einer Sprache, die, auch weil sie alles Schrilte entgratet und alles Plumpe und Kalkulierte exorziert, in ihrer ironischen Gedankenschärfe wie in ihrer bitter-traurigen Gedankentiefe nah an der Wirklichkeit, der Existenz sind – und dabei eben zugleich wohlthuend dem Zeitgeist entschweben. Diese Inszenierung tut es ihnen gleich. Man möchte fast schreien, vor Verwunderung.



# ERKLÄR MIR, INGE (2015)

Es spielen: Verena Noll, Johannes Gabriel und Soheil Boroumand  
Regie: Friederike Köpf

"Und wie schon in der vorherigen Erweiterte-Zugeständnisse-Produktion, dem wunderbar geglückten "Abgänge", changiert dabei auch "Erklär mir, Inge" formal zwischen Performance, szenischer Lesung und Installation. Wobei derlei Gattungsbegriffe marginal sind, weil das Ganze vor allem erst einmal schlicht eins ist: gelungenes Theater."

Leipziger Volkszeitung, 03/2016

## Delirium im poetischen Dickicht

Zu Ehren von Ingeborg Bachmann: Künstlergruppe Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien mit „Erklär mir, Inge“

VON STEFFEN GEORGI

„Fire Walk With Me“ heißt der Untertitel zu David Lynchs „Twin Peaks“. Eine Zeile, die geradezu alptraumhaft auf die Dichterin Ingeborg Bachmann (1926-1973) passt – auf ihr Leben, ihr Werk und Sterben. All dem widmet sich jetzt mit „Erklär mir, Inge“ die neue Produktion der Compagnie Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien. Am Donnerstag hatte die Inszenierung (Regie: Friederike Köpf) als „theatrale Reise in die Sprach- und Bildwelt“ Bachmanns in der ausverkauften Schaubühne Lindenfels Premiere.

Das Feuer, das Verbrennen. Und die Angst vorm Erkalten, vor der Asche der Gefühle, der Kreativität. Zwei Daseinspole Ingeborg Bachmanns. Von der „Ungeheuerlichkeit meines Unglücks“ schreibt die im Roman „Malina“- der einer der großen Wege ist, auf dem sich diese theatrale Reise bewegt.

Der andere ist einer, der grob dem Biographischen folgt. An Lebensstationen entlang hangelnd, sind deren Fixpunkte hier drei Männer, die großen Lieben Bachmanns. Wie Bühnengespenster

erscheinen die Dichter Paul Celan und Max Frisch sowie Komponist Hans Werner Henze; sie werden zum Medium, durch die sich das komplexe Innenleben der Dichterin widerspiegelt.

Und wie schon in der vorherigen

Erweiterte-Zugeständnisse-Produktion, dem wunderbar geglückten „Abgänge“, changiert dabei auch „Erklär mir, Inge“ formal zwischen Performance, szenischer Lesung und Installation. Wobei derlei Gattungsbegriffe marginal sind, weil das

Ganze vor allem erst einmal schlicht eins ist: gelungenes Theater. Ein Theater der riskant textreichen, dabei suggestiv fließenden Montage, in der sich Prosa und Lyrik, Briefe und Erinnerungen sowie zahlreiche Nebenwege und Abzweigungen zu den zwei Hauptszenensträngen hinzugesellen. Und tatsächlich bekommt das in weit über zwei Stunden Spieldauer weder etwas Redundantes noch stellen sich jene dramaturgischen Willkürlichkeiten ein, die sich bemerkbar machen, wenn ein Stoff nicht richtig durchdacht wurde.

Genau in diesem „Durchdachten“ allerdings lauert perfider Weise auch ein Grund für die Schwächen der Inszenierung. Spürbar in jenen Momenten, in denen diese dann doch eher nach illustrierter Germanistik als „theatraler Reise“ aussieht. Es ist – um es mit der Dichterin zu sagen – das „immerzu in den Worten sein“, das den szenischen Radius freischwingender Assoziationen beengt. Was freilich passen mag, auch für Bachmann war dieses „immerzu“ ja durchaus eine Form der Knechtschaft.

Und interessant gerade auch in diesem

Kontext ist, dass der faszinierendste Teil des Stücks (ungefähr zu dessen Hälfte) die Inszenierung eines Alptraums ist, der bedrückend fiebrig den „Friedhof der ermordeten Töchter“ beschwört. Und in dem die Form zerschmilzt zum Delirium, das weg von allen Wegen rein ins dunkel-poetische Dickicht führt. Und dort Bachmann so nahe kommt, wie sonst nie mehr in dieser Inszenierung.

Deren einzig wirkliches Defizit jenseits weniger Schwächen und vieler Stärken (zu denen unbedingt eine zerbrechlich-präzise Verena Noll als Ingeborg Bachmann, sowie Johannes Gabriel und Soheil Boroumand in wechselnden Rollen gehören) ist dann allerdings ein Ende, das nicht brennt, sondern lauwarm verglimmt in Monolog und Abgang. Als sei man zu ängstlich oder auch erschöpft, sich diesem furchtbaren Sterben Bachmanns nach einem Brandunfall, das ja auch im poetischen Kontext als fatale Zwangsläufigkeit irritiert, in irgendeiner Art szenisch-dramaturgisch zu nähern.

➊ Nächste Vorstellung heute um 20 Uhr, Karten unter Telefon 0341 4846210 oder über [www.schaubuehne.com](http://www.schaubuehne.com).



Max Frisch ist zu Besuch: Verena Noll, Soheil Boroumand und Johannes Gabriel (v. l.) in „Erklär mir, Inge“.

Foto: André Kempner



"VIELSCHICHTIG, NICHT EINDEUTIG, ABER UNGLAUBLICH FASZINIEREND." *Schaffhauser Nachrichten, 19.01.2019*

# Frischen Wind in ein surreales Leben bringen

Die Leipziger Compagnie «erweiterte Zugeständnisse leipzig/wien» schafft es mit «Erklär mir, Inge», Ingeborg Bachmann dem Publikum wieder näher zu bringen.

**Indrani Das Schmid**

SCHAFFHAUSEN. Die drei L der Ingeborg Bachmann sind hinlänglich bekannt. Ihr Leben, ihre Lieben und ihr Leiden. So scheint es. Was gibt es noch zu erzählen, was nicht bereits gesagt oder geschrieben wurde? Warum also «Erklär mir, Inge» – ein Theaterstück über Ingeborg Bachmann? Eine Produktion der Compagnie «erweiterte Zugeständnisse leipzig/wien», aufgeführt am Donnerstagabend im Haberhaus. Vielleicht, weil Ingeborg Bachmann fasziniert. Auch die Jüngeren, wie man unschwer am Publikum erkennen konnte. Gut vierzig Personen sahen an diesem Abend zu, wie die Lieben und das Leiden das Leben der Ingeborg Bachmann auffrassen. Oder wie diese es so orchestrierte. Eindeutig ist nichts.

## Was ist Traum? Was ist Realität?

Die Inszenierung von Friederike Köpf ist folgerichtig eindeutig uneindeutig. Da treten Malina und Ivan so selbstbewusst neben Paul, Hans Werner und Max auf, als wären sie ebenfalls die Liebhaber der Ingeborg Bachmann (Verena Noll). Malina (Soheil Boroumand), der kühle, dennoch immer prä-sente Intellektuelle, und Ivan (Johan-

nes Gabriel), die personifizierte Leidenschaft, der sich immer wieder von seiner Geliebten distanzieren muss, um psychisch gesund zu bleiben. Wüsste man nicht, dass es sich bei Malina um eine fiktionale Autobiografie der Schriftstellerin handelt, dass Malina und Ivan Fiktionen sind, so kommt man in die Versuchung, die Inszenierung als Biografie zu sehen. Was nur ein Teil der Wahrheit

ist. Mit ihrer Art der szenischen Lesungen aus den Briefwechseln zwischen Ingeborg Bachmann, Paul Celan, Hans Werner Henze und Max Frisch lassen die Schauspieler eine Zeit auferstehen, in der Frauen wie Ingeborg Bachmann es sicher nicht leicht hatten. In der das männliche Prinzip die Norm war und die Frauen an den gesellschaftlichen Ambivalenzen oft scheiterten.

Bachmann jedoch als reines Opfer zu sehen, wäre genauso verfehlt wie die alleinige biografische Interpretation dieser Inszenierung.

## Puzzle mit Sogwirkung

Eine Inszenierung, die getragen wird von liebevoll ausgewählten Mosaiksteinchen wie das Wechseln der Kleidung. Trug Bachmann am Anfang ihrer Beziehung zum Komponisten Hans Werner Henze eine feminine feuerrote Bluse und er ein kühles hellblaues Hemd, so wechselten beide diese am Ende ihrer Beziehung. Es ist der Leistung aller drei Schauspieler zu verdanken, dass das Stück berührt. Sei es Verena Noll, die wie eine wiedergeborene Ingeborg Bachmann erscheint. Oder Ivan (Johannes Gabriel), der sie mit: «Trage mich nicht so in die hohe Luft, ich kann da nicht atmen! Trage niemanden so hoch!», fluchtartig verlässt. Oder Soheil Boroumand, der durch sein ruhiges, fast schon sachliches Spiel zeigt, wie zerbrechlich Paul Celan und wie verletzt er von der Gleichgültigkeit seiner Geliebten war. Diese seziiert lieber ihre Gefühle in Gedichten. Ein Verhalten, das zum Schluss sie erfahren wird. An dem sie zerbrechen wird, während nun Max Frisch (Johannes Gabriel) sie ungerührt als literarisches Material verwendet. «Erklär mir, Inge» versucht nicht, eine Antwort darauf zu finden, welche biografische Interpretation die richtige ist. Diese Inszenierung wird in ihrer Dramaturgie dem Leben der Ingeborg Bachmann gerecht. Vielschichtig, nicht eindeutig, aber unglaublich faszinierend.



Desillusioniert und zunehmend zerbrechlicher wird Ingeborg Bachmann (Verena Noll) neben ihrer grossen Liebe Max Frisch (Johannes Gabriel), der die Vorgänge in ihrer Beziehung akribisch als schriftstellerisches Material festhält.

BILD JULIA LEPPIN



# GIFT. EINE EHEGESCHICHTE von Lot Vekemans (2017)

Es spielen Verena Noll und Peter Schneider  
Klang: Robert Rehnig  
Regie: Friederike Köpf

„INSISTIEREND, STILL,  
EMPATHISCH ...

WENIGER IST EBEN DOCH  
OFT MEHR.“

Leipziger Volkszeitung, 31.8.2017

SZENE LEIPZIG

## Kraftvoller Schmerzenstanz

Berührende Premiere in der Nato: Friederike Köpf inszeniert Lot Vekemans' „Gift“

VON STEFFEN GEORGI

Eigentlich eine gute Gelegenheit, mal wieder den fantastischen John Cassavetes zu zitieren: „Ich mache gern schwierige Filme, bei denen die Leute schreiend rauslaufen. Ich bin schließlich nicht in der Unterhaltungsbranche.“ Ein Statement, das einem – neben vielem anderen – durch den Kopf gehen mag, nach dem Anschauen von „Gift“. Am Mittwoch hatte das Stück der niederländischen Autorin Lot Vekemans als Produktion der Compagny „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“ in der Nato Premiere. Regie führte Friederike Köpf.

„Gift“ ist ein Drei-Personen-Stück. Es spielen: eine Frau, ein Mann. Abwesend anwesend: ihr totes Kind. Ort der Handlung: die Wartehalle des Friedhofs, auf dem dieses Kind begraben liegt. Und wo sie sich wiedersehen, Frau und Mann. Einst ein glückliches Paar, jetzt seit Jahren ohne Kontakt zueinander. Denn nach dem Sterben des gemeinsamen Kindes starb auch die Ehe. Der Tod – er war wohl auch hier mal wieder stärker als die Liebe.

Aber natürlich ist das so einfach nicht. Schon, weil offene Wunden ja viel zu sehr schmerzen; einen also des Lebens erinnern, das man so kaum aushalten mag. Aber wie führt man dieses Leben trotzdem weiter? Und warum? Wofür?

Die Stärke an Vekemans' Stück ist das Nicht-Exemplarische, die Verweigerung analytischer Distanz. Dieser Text spricht eben nicht von „den Menschen“ in soziologischer Simplifizierung, nach welcher Mann und Frau ja gern auf ihre jeweils „geschlechtsspezifische“ Art mit einer Verlustverarbeitung umgehen. Insistierend, still, gleichwohl empathisch versenkt sich das Stück vielmehr in diese zwei Personen samt all ihren individuellen Schattierungen und Ambivalenzen.

Die Stärke nun wiederum an Köpfs Inszenierung ist, wie sie dem folgt. Insistierend, still, empathisch. Und den Schauspielern Verena Noll und Peter Schneider darin ihren jeweils ganz individuellen Ausdrucksraum gebend. Was beide mit Bravour zu nutzen wissen.

Sie, wie gefangen in ihrem Schmerz-Selbst, ganz und gar eingeschlossen im kleinen Radius knapper Bewegungen, in einer Körperlichkeit, die halb Gefängnis, halb Bastion ist. „Nicht anfassen, bittel“, bricht es einmal aus ihr hervor, als Reaktion auf eine Berührung des Mannes, nach der sie sich zugleich sehnt.

Er nun, er sitzt zu Beginn erst wie erstarrt, wie paralysiert, auf einem Stuhl,



Der Tod ist stärker als ihre Liebe: Peter Schneider und Verena Noll als Paar, das am Verlust des Kindes zerbricht.

Foto: André Kempner

um bald, wie ein Tiger im Käfig, die kleine Bühne abzuschreiten. Sinnlos leerlaufende Fluchtbewegungen? Vielleicht. In jedem Fall ist es für Sie eine Form des Verzichts, dass Er, dieser Mann, inzwischen eine neue Frau hat, gar bald wieder Vater wird.

Noll/Schneider geben das als kraftvollen Schmerzenstanz, in den gestischen Kontrasten gekonnt die charakterlichen Unterschiede ihrer Figuren mit- und gegeneinander ausspielend. Zwei, die sich spiegeln

und dabei weit gehen können beim kontinuierlichen Vordringen zu den emotional intensiven Kernszenen des Stücks.

Die dann auch deswegen intensiv wirken, weil die Inszenierung das in ihrer Reduktion forciert. Weniger ist eben doch oft mehr. Das Bühnenbild ist karg. Es gibt ein paar dezente Sounds (Klang und Objekte: Robert Rehnig) und die tiefen Striche und Punkte vom Kontrabass (Franz Schwarztau) jenseits der Bühne. Und ja,

man muss es gestehen: „Gift“ ist ein schwieriges Stück, die Inszenierung eher fern des Unterhaltensamen. Aber schreiend rausgelaufen ist keiner. Vielmehr folgt das Publikum mucksmäuschenstill – also bevor langer Applaus selten berührende 80 Theaterminuten beendet.

Die Compagnie Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien spielt „Gift“ wieder am 21. und 22. Oktober, je 20 Uhr, in der Nato (Karl-Liebknecht-Straße 46), Eintritt 14/10 Euro





„Theater kann so einfach sein. Wenn man es denn kann. Das ist das Schwerste.“  
Verena Noll und Peter Schneider brillieren in „Gift“ – im Oktober auf der Bühne in der naTo

## Im Kerker der Trauer

► Berührend, intensiv, wunderbar. Das Theaterstück „Gift“ dringt wie eine Naturgewalt in unsere tieferen Schichten. Im Oktober läuft die Produktion der Company „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“ noch zweimal in der naTo

Es gibt sie, diese heiligen Sekunden, in denen die Welt stillzustehen scheint. Draußen: Gefrorener Sturm, klirrend stehende See. Drinnen, in den Galaxien der Seele: Ozeanisches Schweigen. Betäubt von den konditionierten Erfahrungen ewigen Blinkens, betäubt von den bunten Bildern, die nichts bedeuten, flüstert die Angst: Diese große Wesentlichkeit ist kaum auszuhalten. Sinn legt sich über das biografische Geröll der Erinnerungen. Innehalten, diese große Wesentlichkeit ist die Gnade eines höheren Blutkreislaufes.

In diesen Sekunden ist man eins, Komplize der Engel und Teufel. Eben in diesen Momenten liegt Erlösendes, Verschmelzendes, Heiliges. Und freilich: Auf dem billigen Massenramschmarkt der Unterhaltung wird so etwas nie angestrebt und gefunden. Umso leidenschaftlicher muss der Gesang vibrieren, wenn diese Sekunden dann doch einmal stattfinden.

Im Theaterstück „Gift“ sind diese Wunderdinge zu finden. Text? Lot Vekemans. Regie? Friederike Köpf. In der Produktion der Com-

pany „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“ verausgaben sich die Schauspieler Peter Schneider und Verena Noll auf eine minimalistisch existenziell bedrohende Weise. Ein Mann und eine Frau. Theater kann so einfach sein. Wenn man es denn kann. Das ist das Schwerste. Auf dem Boden liegen Fliesen, eine Scherbe hier, Zerbrochenes dort. Ein in Grundsätzliches getauchtes Bühnenbild. Schwarzer Hintergrund, von fern flüstert ein dezenter Kontrabass (Franz Schwarzau) tropfende Melancholie-Linien.

Alles beginnt Jahre zuvor, alles beginnt mitten im Glück, alles beginnt im Stück mit einem Warten. Am Grab des gemeinsamen Kindes finden Frau und Mann nach Jahren wieder zusammen. Erst hatten sie ihren kleinen Menschen, dann sich selbst und später einander verloren. Er ist vor Jahren nach Frankreich geflohen, sie ist im gemeinsamen Haus geblieben. Doch was heißt hier Haus? In Wirklichkeit wohnt sie nur noch im Schmerz,

der sie Tag für Tag in seine dunklen Arme nimmt. Nun sitzt er da, seine Schuldgefühle haben die Schultern gebeugt, seine Fluchtpunkte heißen Zukunft. Seine neue Frau, die alsbald ein Kind erwartet, steht wie eine fett gezogene Linie im abwesenden Hoffnungshorizont. Irgendwie muss sie doch auszuradieren sein, diese grausige Vergangenheit.

Der Schauspieler Peter Schneider gibt den Mann erfahrungsgesättigt großartig. Hier der große Aufbruchselan, vielleicht steckt im

**„So ein Stück ist selten, es ist ein erhabenes Theatermonster, Maßstäbe setzend.“**

Tod des Kindes ja ein Sinn, der sich Jahrzehnte später heimlich anschleichen kann. Vielleicht, ja, gewiss, die Worte des Man-

nes beschwören es immer und immer wieder, ist Glück doch wieder möglich. Vielleicht muss man es nur immer und immer wieder sagen. Dort die Vorwürfe an die Frau: Sie solle doch Vergangenes ruhen lassen. So schreitet er auf und ab, währenddessen spricht sein Körper eine andere Sprache. Die Seele schießt Trauer in alle Bewegungen, die Arme greifen immer ins Leere – auch wenn die Hände schon längst neue Paläste errichtet haben.

Sie, eingeschlossen im Sterben, traut keiner Freude mehr. Verschüchtert, eng geschlossen steht

sie da. Es ist, als atmen alle Poren ihres Körpers eine gefährliche Verletzlichkeit. Es ist, als würde sie nur darauf warten, einer harmonischen Familie das Messer in den Bauch zu stoßen. Ja, warum sollen denn andere? Schon faucht es: „Ich hasse das Glück!“ Zugleich sprechen all ihre Bewegungen eine Bitte aus: Lege deine Hand auf mein Haar. Tu etwas, ich will wieder mich, und nicht nur die klaffende Wunde, spüren.

Er fühlt es, nur seine Worte nicht. Oder? Das Gespräch tappt in emotionale Minenfelder. Warum hast du mich verlassen? Du hättest mich aufhalten sollen! Sehe ich gut aus? Früher hatte dein Gesicht Grübchen, früher, als du noch gelacht hast. Was ist schon Glück? Nein, mir geht es nicht gut. Doch, das Leben ist hier. Es ist, was es ist. Nichts weiter? In all den Bruchstücken schweben sie, die großen Fragen: Geburt, Identität, Tod. Lieben sie sich noch? Sie und er, wie Yin und Yang finden sie im Gegenüber die Vollständigkeit. Sie und er, wie Feuer und Wasser berauben sie sich der Chance aufs Vergessen. Sie und er, nur gemeinsam finden sie den Schlüssel. Sie und er, zusammen werden sie nie das Schicksal akzeptieren. Und doch sind sie ewig aneinander gebunden. Am Ende berichtet er von der befreienden Wirkung des Singens, plötzlich bricht sich in beiden ein tragisches Kichern Bahn. Ein Aufbruch? Nein, ja, auf keinen Fall. Und doch?

Dieses Theaterstück zieht an den Nerven. Hat man es einmal gesehen, bleibt es unauslöschlich in Erinnerung. Alles reines Spiel, alles eine Reise ins individuelle Schicksal. Kein Schnick und kein Schnack, alles ist ins Wesentliche reduziert. Sie erzählt von den letzten Minuten am Sterbebett, davon, wie sie ihr Kind im Arm gehalten hat. Er erinnert sich an ihren leisen Gesang. Dann: Stille! Sind es Sekunden, sind es Minuten? Und plötzlich hält die Welt, innen und außen, regungslos inne. Wage es nicht, zu atmen. „Gift“ ist selten, „Gift“ ist ein erhabenes Theatermonster, Maßstäbe setzend. Danke dafür!

► Gift, 21. und 22. Oktober, 20 Uhr, naTo, [www.erweiterte-zugestaendnisse.de](http://www.erweiterte-zugestaendnisse.de)

**"BERÜHREND, INTENSIV, WUNDERBAR. Das Theaterstück "Gift" dringt wie eine Naturgewalt in unsere tieferen Schichten."**

Frizz, Leipziger Veranstaltungsmagazin, 2018



# ANGST, GEH SPIELEN (2017)

Es spielen Laila Nielsen, Verena Noll, Johannes Gabriel, Christopher Schleiff

Text und Regie: Friederike Köpf

Klang: Robert Rehnig

„Im Monolog 'Johanna lernt laufen' erlebt die Aufführung ihren bedrückenden Höhepunkt. ... Die Angst, sich eines Tages selbst nicht mehr zu erkennen, das eigene Handeln nicht mehr zu verstehen, scheint das Publikum wieder zu einen.“

Leipziger Volkszeitung, 05/2017

## Im Selbstzweifel vereint

„Angst, geh Spielen“ offenbart Stärken erst in der zweiten Premieren-Hälfte

VON ANTON ZIRK

„Das hätte ganz schön schief gehen können“, wiederholt Christopher Schleiff, der kurz nach der Pause in die Rolle eines pedantischen Korrekturlesers schlüpft. Um ein Haar wäre er ausgebrochen mit der sorgenvollen Reinigungskraft, die er gerade erst getroffen hat. Raus aus ihrem tristen Alltag in ein romantisches Abenteuer. Doch die Bedenken siegen und lassen beide allein zurück. „Das hätte ganz schön schief gehen können.“

Die Szene läutete am Donnerstagabend die zweite, eindrücklichere Hälfte der „Angst, geh spielen“-Premiere in der Schaubühne Lindenfels ein. Mit ihrer neuen Produktion kehrt die Künstlergruppe „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“ ein Jahr nach „Erklär, mir Inge“ zurück an das Theater auf der Karl-Heine-Straße. Das Stück ist inspiriert von Fritz Riemanns Psychologieklassiker „Grundformen der Angst“, widmet sich in 23 Kapiteln, die zum Teil auf realen Fallbeispielen, Emails und Tagebucheinträgen basieren, einem der unliebsamsten Gefühle des menschlichen Daseins.

Regisseurin Friederike Köpf hat sich beim Versuch, dessen unterschiedliche Facetten darzustellen, einer Mammutaufgabe hingegeben. Das Bühnenbild kommt mit zwei roll- und begehbaren Holzwänden aus, dazu hier mal eine kleine Badewanne, da mal ein Klavier. Einen klar erkennbaren Handlungsstrang gibt zunächst kaum. Wenige wiederkehrende Muster stellen das grobe Gerüst. Die zügige Abfolge der zum Teil nur wenige Minuten andauernden Szenen und der ständige Rollenwechsel machen es für Publikum und Darsteller zu Beginn gleichermaßen schwer, sich fallenzulassen. Die Frage, ob hier weniger mehr gewesen wäre, bleibt bis zur Pause präsent.

„Kuchenessen“, das ein Wiedersehen zweier Schwestern zeigt, sticht aus dem ersten Block positiv heraus. Die jüngere, Clara (Laila Nielsen), kommt zu Besuch. Sie wirkt entkräftet, redet wenig – „es war etwas viel in letzter Zeit“. Als sie doch von ihrer Trennung erzählen will, wird sie von



Laila Nielsen, Christopher Schleiff, Johannes Gabriel und Verena Noll (von links) in der Schaubühne Lindenfels.

Foto: Christian Modla

der älteren (Verena Noll) unterbrochen. Statt sich auf die schwierige Situation zu konzentrieren, dreht sich bei der Schwester alles um einen Apfelkuchen, der „nur noch schnell“ gebacken werden müsse. Die Szene lässt erahnen, wohin der Abend führen soll. Sie zeigt die Vielfältigkeit alltäglicher, sozialer Ängste und spaltet darin das Publikum. Die einen lachen darüber, dass sich die Hausfrau angesichts der falschen Sprühsahne um den Erfolg des Besuches sorgt. Der Rest schweigt beim Anblick der Missverständlichkeit, in der die Protagonistinnen sich befinden.

Die längeren Dialoge – das wird im zweiten Block besonders deutlich – geben den Darstellern den nötigen Raum, um in die Charaktere hineinzuwachsen. Das

zeigt auch „Herr Lennart knickt ein“. Nielsen, die zuvor meist emotionsgeladene, aufgeregte Rollen übernimmt, verwandelt sich geräuschlos zur besonnenen Psychologin. Den erfolgreichen Workaholic Herrn Lennart, der wegen sexueller Belästigung einer Angestellten von der Geschäftsleitung zur Therapie verdonnert wurde, spielt Johannes Gabriel. Er nimmt seine Zuschauer problemlos mit auf die Reise vom chauvinistischen Siegertypen zum gebrochenen Zweifler, der Job und Ehe bedroht sieht. Die Variabilität der Schauspieler ist eine der großen Stärken der Aufführung. Dem Publikum wird es nun leichter gemacht, die verschiedenen Angsttypen aus dem Spiel abzuleiten, sie zu differenzieren, zu greifen und – seien sie noch so

banal – nachzufühlen. Was anfangs an der Oberfläche kratzt, wird am Ende doch zum erwarteten Aha-Erlebnis.

Im Monolog „Johanna lernt laufen“ erlebt die Aufführung ihren bedrückenden Höhepunkt. Johanna (Verena Noll) beginnt mit vierzig Jahren ihr gesamtes Leben zu hinterfragen. „Ich mache immer weiter, aber irgendwann ergibt mein Tun keinen Sinn mehr“, sagt sie. Die Angst, sich eines Tages selbst nicht mehr zu erkennen, das eigene Handeln nicht mehr zu verstehen, scheint das Publikum wieder zu einen.

① „Angst, geh Spielen“, Schaubühne Lindenfels (Karl-Heine-Straße 50), weitere Vorstellungen heute und vom 4. bis 6. Mai, jeweils 20 Uhr, Eintritt 16/13 Euro.



# KÄTHE - VOM LEBEN/GEZEICHNET (2018)

"Der Compagnie *erweiterte zugeständnisse* ist ein beeindruckender Abend gelungen, der dazu anregt, sich mit einer Künstlerin zu beschäftigen, die mit ihrer Kunst ihre Stimme vehement gegen Krieg und Ausbeutung erhob."

Es spielen Laila Nielsen, Verena Noll, Johannes Gabriel, David Jeker sowie Statisten

Konzeption: Friederike Köpf und Verena Noll

Regie: Friederike Köpf

Ausstattung: Elisabeth Schiller-Witzmann

## reiheseibenmitte

das leipziger theaterfreunde blog

Search this site...

KÄTHE - VOM LEBEN / GEZEICHNET | SCHAUBÜHNE LINDENFELS

### käthe kollwitz in lebendigen (bühnen)bildern

5. Oktober 2018 · by [Thomas Pannicke](#) · in [allgemein](#), [im parkett](#)

Begegnungen von Theater und bildender Kunst gab es in letzter Zeit öfter zu sehen. Man denke an „Erniedrigte und Beleidigte“, inszeniert von Sebastian Hartmann in Dresden. Oder an Titus Schades Bühnenbild für Enrico Lübkes „*Wolken-Heim*“ in Leipzig. Auf ganz andere Art und Weise bringt die Theatergruppe „*erweiterte zugeständnisse leipzig/wien*“ die bildende Kunst in die Schaubühne Lindenfels.



Copyright *erweiterte zugeständnisse leipzig/wien*

In ihrem Theaterabend „*Käthe - Vom Leben/Gezeichnet*“ geht es um Leben und Werk von Käthe Kollwitz. Das ungewöhnlichste und zugleich beeindruckendste Element der Inszenierung sind die Nachstellungen von Werken der Künstlerin (in erster Linie Grafiken, aber auch Plastiken) durch die Schauspieler. Wie in sogenannten *Tableaux vivants* entstehen die Bilder, von denen in der DDR Aufgewachsene viele aus ihren Schulbüchern kennen, auf der Bühne neu. Den Gestaltern des Programmheftes ist es zu danken, dass man etliche davon auch noch einmal als Reproduktion in die Hand bekommt.

Doch natürlich bleibt der Theaterabend nicht bei der Wiedergabe von Kunstwerken stehen. Es gelingt, mit diesen Bildern vom Leben der Künstlerin zu erzählen, von ihrem Kampf gegen Not, Unterdrückung, Krieg, von ihren persönlichen Opfern. Der Text basiert zu großen Teilen aus Tagebuchaufzeichnungen und Briefen von Käthe Kollwitz. So beginnt es gleich mit einer Beschreibung ihres Besuchs der Uraufführung von Hauptmanns „*Webern*“, der sie zu dem Zyklus „*Weberaufstand*“ inspirierte. Weitere Szenen zeigen ihren Mann, den Arzt Karl Kollwitz, bei seiner Arbeit in Berliner Proletarierfamilien. Dann sehr private Bilder – die Familie Kollwitz spielt Theater, Shakespeares Sommernachtsraum. Bilder aus dem Zyklus „*Bauernkrieg*“ stellen eine Verbindung zu den Kriegen her, die die Kollwitz selbst miterleben musste, und thematisieren den Verlust ihres Sohnes Peter im 1. Weltkrieg. Wie auf ihrem Bild „*Schlachtfeld*“ sucht sie selbst mit einer Lampe auf dem Schlachtfeld unter den Toten ihren Sohn. Im letzten Bild sehen wir Käthe Kollwitz im Kreise ihrer Enkel, eine Bilanz ihres Lebens ziehend.



Der Compagnie „*erweiterte zugeständnisse leipzig/wien*“ ist ein beeindruckender Abend gelungen, der dazu anregt, sich mit einer Künstlerin zu beschäftigen, die mit ihrer Kunst ihre Stimme vehement gegen Krieg und Ausbeutung erhob.

#### » Käthe - Vom Leben / Gezeichnet

Konzeption: Friederike Köpf und Verena Noll. Regie Friederike Köpf. Ausstattung Elisabeth Schiller-Witzmann. Musik Robert Rehnig. Mit Schauspiel: Laila Nielsen, Verena Noll, Johannes Gabriel, David Jeker und Statisten.



# JODLN UND JANDLN (2019)

Mit Texten von Oskar Maria Graf, Friederike Mayröcker und Ernst Jandl

Es spielen:

Verena Noll  
Jan Uplegger  
Thomas Dehler

Regie:  
Friederike Köpf

Konzeption und Bühne:  
Friederike Köpf und  
Verena Noll

Klang:  
Robert Rehnig

Bühnenbau:  
Anita Kriebel

Vorankündigung in der Leipziger  
Volkszeitung

NR. 227 | SONNABEND / SONNTAG, 28./29. SEPTEMBER 2019

SZENE LEIPZIG

## Die Bergwelt ohne „Naturtrottelei“

Theatercompany „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“ wird in ihrer neuen Produktion in der naTo „Jodln und Jandln“

VON STEFFEN GEORGI

Das Hochgebirge passt auch auf die kleinste Bühne. Als „alpines Kammerpiel“ und „literarische Hüttenwanderung“ etwa. An beidem versucht sich jetzt die neue Produktion der Company „Erweiterte Zugeständnisse Leipzig/Wien“. Wobei diese neue Produktion eigentlich zwei separate, wenn sich auch gegenseitig bedingende Inszenierungen umfasst, zwei verschiedene Stücke, die zugleich eine Art Duett bilden. Eins, das eben erst jodelt und dann jandelt – oder auch mal beides zur gleichen Zeit macht. Und das somit schlicht „Jodln und Jandln“ heißt.

Allein bei dem Titel gebietet es die journalistische Sorgfaltspflicht quasi von selbst, mal nachzuhaken, was hier eigentlich genau auf die Bühne kommt. Im Gespräch klären Regisseurin Friederike Köpf und Schauspielerin Verena Noll darüber auf – soweit das bei einem solchen Projekt überhaupt möglich ist.

Mit „Jodln“ geht es los, das „Jodln und Jandln“. Heute Abend ist Premiere in der naTo. „Wenn wir Lust auf Kammerpiel haben“, erklärt Köpf, „gehen wir dafür gern in die naTo. Dort ist diese kleine Guckkastenbühne und das Publikum sitzt ganz nah an der dran. Das gefällt uns.“

Dabei soll es doch aber beim „Jodln“ eigentlich in die Alpen gehen, also ins Große und Weite. Und um derlei auf der Bühne zu evozieren – wäre da eine andere Spielstätte, beispielsweise die von der Erweiterte-Zugeständnisse-Company ja auch gern frequentierte Schaubühne, nicht der geeigneter Ort gewesen?

„Das mag man so denken. Aber in der Größe und Weite existiert ja noch was Anderes. Dazwischen nämlich gibt's die Enge der Dörfer und der Lebensverhältnisse, so wie sie die Erzählwelten Oskar Maria Grafs beschreiben“, so die Künstlerinnen. Vier Geschichten des aus Bayern stammenden „Provinzschriftstellers und „Bauerndichters“, wie sich Graf kokettierend selbstironisch beschrieb, wurden für „Jodln“ ausgewählt. Sie wurden zerteilt

und zerlegt („verschnitten“, sagt Köpf) und dann neu verfügt zu einer szenischen Collage, einem alpinen Sittengemälde des frühen 20. Jahrhunderts.

Macht, Geld, Geiz, unerfüllte Sehnsüchte – das sind „teilweise sehr rohe

Geschichten“, erzählt Verena Noll. Die erwähnte Enge ist hier auch oft eine des geistig Kleinen und seelisch Verkümmerten. Es mag einen gruseln, wie treffend diese Charakterporträts darin auch heute noch sein können. Und das nicht nur vor einer Alpenkulisse. Klingt, trotz lustigen Titels, nach einem düsteren Theaterabend. „Ja!“ bestätigt Noll und lacht: „Ich wollte eigentlich auch mal was Lustiges machen, aber Friederike setzt sich immer durch.“ – „Es wird ja auch lustig! Immer

wieder mal“, widerspricht die. Und das garantiert durchaus auch schon der Name Oskar Maria Graf: „Doch, roh und lustig, wird das“, gibt Noll zu, „lustig auf die rohe Art.“

Wie nun aber kommt zum „Jodln“ dann das „Jandln“ hinzu? Wie also fügt sich zur unmittelbaren Prosa des „Bauerndichters“ die gern sprachexperimentell fabulierende Lyrik Friederike Mayröckers und Ernst Jandls?

Eigentlich seien das ursprünglich ja zwei „Konkurrenzprojekte“ gewesen, erzählt Köpf. Aber über die Beschäftigung gerade auch mit Mayröcker entstand ein Spannungsbezug. Deren Gedichte, wie auch die Texte ihres Mannes Ernst Jandl, sind eine Kunst-Sprache, in der das Klang-Malerische seinen ganz eigenen Sinn, seine ganz eigenen, unmittelbaren Bilder erschafft: „Von diesen Texten“, verrät Köpf, „werden sich einige auch schon in den Jodl-Abend rein schmuggeln.“

Damit offenbaren sich gewissermaßen das archaische Jodeln und die experimentelle Poesie jeweils als Kommunikationsformen des Laut-Malerischen und der Klang-Schöpfungen. Überhaupt sei Klang, so Köpf, sehr wichtig in diesen beiden Stücken. Reiben, Quietschen, Blätterwehen, Wind (Köpf: „Wir sind sehr gespannt, wir haben uns gerade eine tolle Windmaschine beschafft“) und die elektroakustischen Sounds Robert Rehnigs – dies alles soll die Bergwelt in ihrer Weite und Enge heraufbeschwören. Und das natürlich fern aller kitschenden „Naturtrottelei“, wie es Graf formulierte.

Das klingt spannend. Und man muss wohl sehen, ob und wie das möglich sein wird. So bleibt dann erst mal nur noch eine Frage zu stellen: Wird denn tatsächlich auch mal richtig gejodelt? Noll: „Klar. Wir haben extra Jodel-Unterricht genommen. Ich mach das jetzt aber nicht vor, das ist nämlich wahnsinnig laut.“

„Jodln und Jandln“ – heute bis Montag sowie 22. bis 24. November in der naTo; Karten im Vorverkauf für 14/10,50 Euro bei Culton Ticket und TixforGigs.



Jan Uplegger (l.) und Verena Noll lassen auf der kleinen naTo-Bühne die Weite wie auch die Enge der Bergwelt entstehen. „Jodln und Jandln“ feiert heute Premiere.

Foto: Erweiterte Zugeständnisse



# IRAS PROTEST (2008)

Es spielt Katja Schäfer  
Text und Regie: Friederike Köpf  
Bühne: Elisabeth Richter



„Das Stück überraschte nicht nur mit einem drastischen Ende, sondern auch mit einer Ein-Frau-Performance, die sich immer wieder aus der Trostlosigkeit der Situation in die Komik flüchtete. ... Sie erschuf eine Person, die trotz völlig überhöhter moralischer Ansprüche nur allzu menschlich erschien.“

DNN 10/2008

## Prinzipien sind auch nur Fehler

Try-out-Premiere von „Iras Protest“ im Projekttheater

Wenn man das Glück hat, in einer Heile-Welt-Utopie aufzuwachsen, sollte man sich für die Zukunft ein dickes Fell zulegen. Das hat Ira (Katja Schäfer), 26, verpasst und das wäre auch nicht im Sinne ihrer Prinzipien gewesen. Prinzipien sind wie verbale Injektionen, die ihr ihre Mutter (Telefonstimme: Heike Ronniger) regelmäßig verabreicht. „Sie konnte ja nicht wissen, dass sie sich im Impfstoff irrt. Papi hat ihr ja das Serum mitgeliefert.“

In „Iras Protest“ von Rike Köpf geht es um den Versuch, die idealistische Schablone der Kindheit über das real existierende Leben zu legen. Ira verweigert alles, was da nicht rein passt. Seit einem Jahr verlässt sie ihre Wohnung kaum noch, hangelt den Abfall an einem Faden in den Mülleimer, bestellt sich ihr Essen – Cornflakes, Milch, Maggi-Gerichte und zum Ausgleich Vitamintabletten – via Internet und empfängt sie durch die Katzenklappe ihrer Eingangstür. Warum? Weil sie gegen den Selbstverrat ihrer Mutter protestiert. Die starke und gerechtigkeitsliebende Person aus ihrer Kindheit hat Iras Meinung nach ihr „innerstes Prinzip“ verraten, weil sie mit einem Mann zusammenlebt, der seit 13 Jahren ein Doppelleben führt. Dennoch freut sich „Frau Mutter“, dass der Vater dieses Jahr zu Weihnachten die Feiertage im Familienkreis verbringt und erst danach zu seiner Geliebten fährt.

Während Ira vor lauter eingetrichterten Idealvorstellungen längst aufgehört hat, sich ihr eigenes Leben zu erarbeiten, nötigt sie andere zur Einhaltung ihrer Versprechen. Ein ungesundes, isoliertes Dasein ist der Dank für ihren heimlichen Protest, weiß doch niemand, wie sie lebt. Nur ein anonymes Anrufer (Michael Putschli) scheint sie zu beobachten, obskurerweise der Einzige, der ein Auge auf sie wirft. Als er sie telefonisch belästigt, schleudert sie ihm ihre

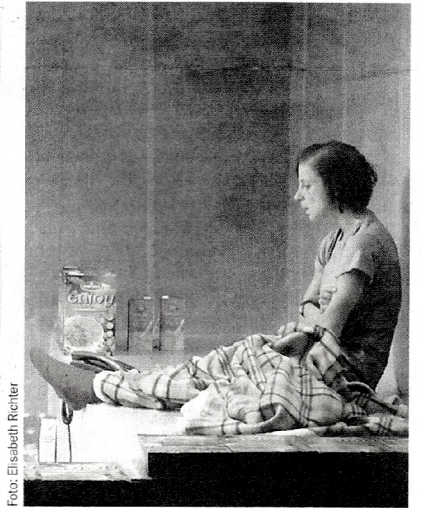


Foto: Elisabeth Richter

Katja Schäfer spielt die trotzig junge Frau Ira.

traurige Geschichte entgegen und verstört ihn. Wütend erzählt sie von ihrem Bruder Ernst, „der sich aus allem raushält“, und ihrer kleinen Schwester Leni, die zur Rechtfertigung der Ehe herhalten muss. Deshalb bestätigt sich Ira „gute Gründe“ für das, was sie macht oder vielmehr nicht macht. Sie wartet auf eine Entscheidung, die ihr Leben wieder in die richtige Bahn lenken soll. Sie kommt in Form des Anrufers, der auftaucht, sie vergewaltigt und anschließend erwürgt.

Das Stück – eine Produktion der „erweiterten zugeständnisse leipzig/wien“ – überraschte nicht nur mit einem drastischen Ende, sondern auch mit einer Ein-Frau-Performance, die sich immer wieder aus der Trostlosigkeit der Situation in die Komik flüchtete. Zwischen den Wänden aus Zerealienverpackungen suchte Ira nach dem Faden, den sie immer verliert, wenn sie über den erfolgreichen Ernst redet, und fand ihn als tatsächlichen Faden wieder, den sie zum Müllanseil benutzte. Die Figur der jungen Studentin wankte zwischen trotzigem Mädchen und etwas nervender Weltverbesserin, wirkte aber durch Schäfers wandlungsfähiges Spiel nicht unglaubwürdig. Sie erschuf eine Person, die trotz völlig überhöhter moralischer Ansprüche nur allzu menschlich erschien. *Juliane Hanka*



## SZENE LEIPZIG

# So viele Cornflakes

Beeindruckende Bühnen-Präsenz: Katja Schaefer mit „Iras Protest“ in der Nato

Seit einem Jahr hat Ira Gründlich ihre Wohnung nicht verlassen. Die 26-Jährige beobachtet die Straße heimlich, lässt ihren Müll an einem Faden aus dem Fenster herunter und bestellt sich das, was sie zum Leben braucht, per Telefon. Das sind in erster Linie Milch und Cornflakes.

In dem Ein-Frau-Stück „Iras Protest“, das im Februar noch zwei Mal in der (am Samstag ausverkauften) Nato gezeigt wird, spielt Katja Schaefer eine junge Frau, die von der Welt enttäuscht ist. Vor allem von ihrer kleinen Welt, deren Königin die „Frau Mutter“ war. Ira hatte eine glückliche Kindheit, hat von ihrer Mutter gelernt und sie abgöttisch geliebt. Die wiederum folgte Prinzipien, etwa: „Nur Kinder von einem Mann haben. Niemals mit einem Mann zusammenleben, der Kinder von anderen Frauen hat.“

Aber nun ist sie noch immer mit Iras Vater verheiratet, obwohl der auch au-



Foto: André Kemper

Katja Schaefer als Einsiedlerin Ira.

Berhalb der Ehe Nachwuchs zeugte. Iras Einraumwohnung ist still, also redet sie sich ihre Enttäuschung und Verzweiflung von der Seele, allein. Nur durch Telefon und Katzenklappe hat sie Kontakt zur Außenwelt, sie braucht schließlich Cornflakes. Doch eines Tages klingelt der Apparat, und ein Fremder (Ireneusz Rosinski) versucht, sich in Iras Welt drängen.

„Iras Protest“ ist ein Stück um verra-

tene Moralvorstellungen, Ansprüche an andere, Hoffnung und Scheitern. Unter der Regie von Rike Köpf gelingt es der ehemals am Theater Fact engagierten Schaefer, die vielseitige Rolle der Ira über die ganze Länge des Stückes durchzuhalten und auch über die intelligent gesetzten ruhigen Momente der Inszenierung zu bringen.

Ob sie nun eine Zierpflanze gedankenverloren an den Rand des Ertrinkens bringt oder „Wir sind keine Verunglückten mehr, wir sind eine Patchwork-Familie!“ skandiert, Schaefer ist als Ira immer präsent. Bloß die Tatsache, dass das Ende etwas zu dramatisch gewählt ist, trübt den Eindruck einer mit viel Fingerspitzengefühl inszenierten Geschichte. Von Cornflakes dürfte das Publikum aber vorerst genug haben.

*Theresa Wiedemann*

Ⓢ „Iras Protest“, wieder am 6. und 7. Februar, jeweils 20.30 Uhr, in der Nato (Karl-Liebknecht-Straße 48), Karten: 3915539



# DIE FIGUR (2009)

Es spielen: Verena Noll, Anna Mönnich und Ireneusz Rosinski

Text/Regie: Friederike Köpf



## Lebe lieber künstlich

Wenn das Happy End aus Schmerzen besteht: Friederike Köpf untersucht die Liebe auf drei Wirklichkeitsebenen – „Die Figur“ im Lofft

Um Oscar Wildes These zu illustrieren, dass das Leben die Kunst weit stärker nachahmt als die Kunst das Leben, kann man entweder in eine Casting-Show zapfen. Oder man nascht diese Erkenntnis gehaltvoller, dafür fettfrei im Leipziger Off-Theater Lofft. Dort hatte am Wochenende Friederike Köpfs Inszenierung „Die Figur“ Premiere, eine Liebes-, nein, eine Verratsgeschichte aus eigener Feder.

Anna, der die Schauspielerin Verena Noll ihre traurigen Augen leiht, ist eine mächtige Frau. Sie ist Autorin, erschafft Menschen, lenkt Schicksale. An einem Laptop sitzt sie, tippt, löscht, tippt. Markiert, was sie geschrieben hat, hält inne. Löscht alles. „So viele Geschichten, alle meine“. Für die Zuschauer werden Annas Worte auf eine Leinwand projiziert, „und ich stehe daneben“, blinkt auf.

Der Cursor wandert zurück, aus „alle“ wird „keine“, keine Geschichte gehört ihr. Die mächtige Frau ist verzweifelt. Mit „Früher“ ist ein Aktenordner zu ihren Füßen beschriftet. Früher lebte Anna, liebte Anna. Liebte den Jan. Der versucht mit der leisen Stimme des Schauspielers Ireneusz Rosinski, Annas Gefühle aufzu-

wecken. „Du fehlst mir an dir“, sagt er. Also erfindet sich Anna neu, so wie sie es noch kann: am Computer. Sie stöbert im Früher-Aktenordner und erschafft Mariann. Zunächst begegnet der zarte Jan der Idee misstrauisch. „Über uns brauchst du nicht zu schreiben“, flüstert er, „wir haben uns doch“. Aber die Schauspielerin Anna Mönnich verkörpert die Schauspielerin-Figur Marie und die wiederum die Figur Mariann in jugendlichem Enthusiasmus wie in bewegender Unsicherheit so charmant, dass Jan sich verliebt. In wen auch immer von den dreien. Das Leben ahmt die Kunst nach.

Ein Philosoph könnte einwenden, dass Anna zuerst – im Gegensatz zu Oscar Wildes Behauptung – die Kunst mit Leben gefüttert hat, mit liebevollen Details aus dem eigenen, gemeinsamen Früher. Anna lässt Pierre, Jans anderes Ich, Mariann fragen, wie sich Schneeglöckchen fortpflanzen, lässt beide den polnischen Begriff „Gryzioporka“ üben, der offenbar „Federbeiser“ bedeutet, ein Geheimwort der Liebenden. Sie lesen einander die Gedanken, „hinreißend unflätige Dinge“, schwärmt Pierre, schwärmt Jan.

Ein Romantiker mag in Zweifel ziehen, dass ein Mann so automatisch von einer Frau angezogen ist, die ein paar Floskeln aus glücklichen Tagen spricht. Dann noch das allzu plakative Spiel mit den Namen: Aus Anna und Marie wird genauso Mariann wie aus Marie und Jan. Aber auch wenn zunächst nicht zu erhellen gelingt, was so toll ist an Mariann,

dieser zeitgenössischen Version des Doppels aus Cyrano de Bergerac und Christian de Neuvillette – als Marie ihrerseits anfängt, den Anna-Anteil ihrer Rolle zu bewundern wird die Dreiecksgeschichte verblüffend nachvollziehbar.

„Wie die Figur alles auf eine Karte setzt, ohne zu wissen, ob es die richtige ist!“, jubelt Marie. Sie selbst halte stets

20 Karten in der Hand, ohne dadurch glücklich zu werden. Endlich belässt es das Stück nicht mehr dabei, Befindlichkeiten einer geplagten Künstlerseele zu bejammern. Das Spiel geht nun jeden an, der (unglücklich) geliebt hat.

Anna, als Autorin gottgleich, stemmt sich nicht gegen Jans Verrat. „Sehen und nicht verhindern können“, tippt sie, löscht das letzte Wort, ersetzt es mit „wollen“. Ein Satz, so verzweifelt wie zu Beginn, aber erst jetzt spürt Anna den Schmerz, schreibt nicht nur darüber. „Es tut so weh“, heult sie, und Verena Noll spielt die verzweifelte Erleichterung beiläufig wie überzeugend: „Endlich tut’s weh“. Happy End, irgendwie. Auf welcher der Wirklichkeitsebenen sich Autorin und Regisseurin Friederike Köpf wohl versteckt? Vielleicht die falsche Frage. Frei nach Oscar Wilde: In Wahrheit spiegelt die Kunst nicht das Leben. Sondern den Betrachter. *Mathias Wöbking*

📍 „Die Figur“, Koproduktion von „Erweiterte Zugeständnisse“, Lofft und Dramatischer Spielgemeinschaft 05 – wieder am 26. und 27. November, 20 Uhr, im Lofft (Lindenauer Markt 21), Karten für 10/6 Euro: 0341 35595510



Traurige Augen: Anna (Verena Noll) blickt ins Leere, während sich Marie (Anna Mönnich) und Jan (Ireneusz Rosinski) im Schlafzimmer vergnügen. Foto: André Kempner

„Anna, als Autorin gottgleich, stemmt sich nicht gegen Jans Verrat. 'Sehen und nicht verhindern können', tippt sie, löscht das letzte Wort, ersetzt es mit 'wollen'. Ein Satz, so verzweifelt wie zu Beginn, aber erst jetzt spürt Anna den Schmerz. 'Es tut so weh', heult sie, und Verena Noll spielt die verzweifelte Erleichterung beiläufig wie überzeugend: 'Endlich tut's weh'.“



FOTOGALERIE "Angst, geh spielen", "Käthe - Vom Leben/gezeichnet", "Erklär mir, Inge", "Jodln und Jandln"

